

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Vorwort	iii
Dörte Andres (Germersheim) Der Dolmetscher: Wesen im Niemandsland?	1
Kien Nghi Ha (Berlin) The Fascination of Hybridity: Difference and Cultural Commercialization in the Age of Postmodern Capitalism	19
Klaus Kaindl (Wien) Von der Kultur(losigkeit) des translatorischen Handelns: TranslatorInnen als soziale und kulturelle Akteure	33
Annelie Knapp (Siegen) Lehrerkompetenzen für einen interkulturell orientierten Sprachunterricht	45
Wolfgang Müller-Funk (Wien) Diesseits und jenseits des Verstehens: Zur Kontextualisierung anderer Kulturen	65
Robert Schwartzwald (Montréal) Cultural Hybridity, Cities, and Denationalization	77
Werner Wintersteiner (Klagenfurt) Die Mitte der Vermittlung: Ein didaktisches Kaleidoskop in zehn Splittern	95
Zu den Autorinnen und Autoren	109

Vorwort

Interkulturelle Phänomene werden meist von starken Emotionen begleitet, die alle Abstufungen von Ablehnung bis Begeisterung umspannen. An dem einen Ende dieser Skala stehen Abstoßungsreflexe, deren Träger in erster Linie die so genannte Integrität der eigenen Kultur bedroht sehen. In der Praxis ist das häufig mit Bemühungen verbunden, die Vorrangstellung der Mehrheitskultur abzusichern und Zuwanderer ohne Wenn und Aber in diese zu integrieren. Am anderen Ende findet sich die euphorisch-positiv besetzte Konstruktion einer globalisierten Kultur, in der alle nationalen, rassischen oder genderspezifischen Differenzen überwunden scheinen. Ähnliche Hoffnungen sind mit der Vorstellung eines multikulturellen Nebeneinanders verbunden, das Unterschiede in den Weltbildern einfach übergeht und für ein Zusammenleben als irrelevant ansieht. Diese Euphorie, von der auch der akademische Diskurs weitgehend geprägt ist, führt dazu, dass die Notwendigkeit eines reflektierten Umgangs mit Alterität in den Hintergrund rückt, ja dass Fremdheit als Kategorie gar nicht mehr gedacht wird. Der vorliegende Band soll nun dazu beitragen, wissenschaftliche Ansätze, die sich um eine differenzierte Behandlung von Kontaktphänomenen bemühen, aufzugreifen und weiter zu denken.

Einen solchen Ansatz vertritt auch der Forschungsschwerpunkt „Kulturen in Kontakt“, der an der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck eingerichtet ist und in dessen Rahmen das Buch entstanden ist. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Schwerpunktes stellen sich dabei vordringlich die Aufgabe, das kreative Potenzial von Kulturkontakten und Migration zu untersuchen. Ein Ansatzpunkt dafür ist die Mehrfachverortung von Migrantinnen und Migranten. Diese wird als eine stimulierende Herausforderung für gemischte Kommunikationsgemeinschaften gesehen, da sie das Potenzial hat, befruchtende Prozesse bei allen Beteiligten auszulösen. Mit einer solchen Perspektivierung ist auch die Absicht verbunden, einen allgemeinen Bewusstseinsbildungsprozess anzustoßen, der über die universitären Grenzen hinaus wirksam wird.

Der Drucklegung des Bandes ist eine Tagung vorausgegangen, die im Dezember 2007 in Innsbruck stattfand und den Aspekt der Tätigkeit des Kulturvermittlers in das Zentrum der Aufmerksamkeit rückte. Die Zielsetzung dieser Veranstaltung war es, die Denk- und Handlungsvoraussetzungen von solchen Kulturvermittlerinnen und Kulturvermittlern auszuloten, die sich beruflich mit Sprachen und Kulturen beschäftigen: TranslatorInnen, philologisch-kulturwissenschaftliche ForscherInnen und FremdsprachenlehrerInnen. Dieser Fokus zielt auch – aber nicht nur – auf eine Selbstreflexion der im Schwerpunkt involvierten Forscherinnen und Forscher ab, die sich schon von der Selbstdefinition her als Vermittler von und zwischen verschiedenen Kulturen sehen. Da sie in ihrer Tätigkeit ja darüber hinaus als Multiplikatoren auftreten, ist gerade für diese Berufsgruppen eine Dekonstruktion von Wahrnehmungsmustern und blinden Flecken besonders wichtig.

Die sozial- und kulturwissenschaftliche Forschung hat zur Analyse von kulturellen Kontaktphänomenen inzwischen eine Reihe von Ansätzen entwickelt, die auf gesellschaftliche Notwendigkeiten einer voranschreitenden Durchmischung der Gesellschaft reagieren. Im vorliegenden Band kommen sehr unterschiedliche Ansätze zum Tragen, die für das Thema der Kulturvermittler an Universitäten und Schulen fruchtbar gemacht werden. Ungeachtet der Unterschiede wird aber deutlich, dass den Beiträgen Schlüsselbegriffe gemeinsam sind, die sich um Hybridität, Übersetzung und inter- bzw. transkulturelle Kompetenz entwickeln. Hybridität legt den Fokus auf die Öffnung eines Dritten Raumes, eines Denk- und Handlungsraums, der im interkulturellen Kontakt entstehen kann. Gerade solche temporären Übergangsräume bergen ein eigenes (kreatives) Potenzial in sich und entwickeln eine Dynamik, die das dichotomische Denken mit seinen scharfen Abgrenzungen und Oppositionen in Frage stellen kann. Übersetzung wiederum versteht sich ganz allgemein gefasst als eine grundlegende kulturelle Operation der Übertragung, bei der ein Perspektivenwechsel vollzogen wird und Situationen in andere Zusammenhänge eingebaut werden. Diese Tätigkeit des Interpretierens, Kommentierens und Auslegens beschränkt sich nicht nur auf Texte und Redesituationen oder auf Übersetzungen von einer Sprache in die andere, sondern ist ein Kulturwerkzeug, das auch in Alltagssituationen zum Einsatz kommt, dessen Handhabung aber in interkulturellen Bereichen einer besonderen Anstrengung und Reflexion bedarf. Bei jeglicher Übertragungsleistung steht als Zielvorstellung ein Verstehen dahinter. Diesem Bestreben sind jedoch natürliche Grenzen gesetzt, denn bei jeder Übersetzung bleibt ein unübersetzbarer Rest, so dass ein Trachten nach totalem Verstehen von vornherein zum Scheitern verurteilt ist. Ein restloses Verstehen soll aber auch gar nicht als ein (unerreichbares) Ideal gesehen werden, denn Verstehen ist ja immer auch mit Aneignung und Eingemeindung des Fremden bzw. einer Wegrationalisierung von Fremdheit verbunden. Eine Kommunikationsgemeinschaft kann aber nur dann funktionieren, wenn sie nicht wegrationalisieren will, was nicht wegrationalisiert werden kann, sondern vielmehr erfolgreiche Strategien und entsprechende Kompetenzen im Umgang mit Fremdheit entwickelt – ein Aspekt, der im Zentrum von inter- und transkulturellen Forschungsansätzen steht.

Die Figur des Vermittlers führt im europäischen Denken ein stiefmütterliches Dasein: Tradierte Denkmuster zeigen eine deutliche Tendenz, Vermittlungstätigkeit auszublenden und damit einhergehend, Alterität zu verhüllen. Das steht unter anderem in engem Zusammenhang mit dem europäischen (Sonder-)Weg, der der Vorstellung von Authentizität eine besondere Bedeutung zuweist und diese mit der Dominanz des Originals verbindet. Als Garant für Authentizität wird dabei die Person bzw. die Funktion des Autors gesehen, der ein überhöhter Stellenwert zugewiesen wird. Dieses Denken suggeriert eine Art von Unmittelbarkeit, die keiner weiteren Vermittlungstätigkeit bedarf, so dass in logischer Konsequenz vermittelnde Akteure und Akteurinnen unsichtbar gemacht werden. Einen ganz konkreten Niederschlag findet das darin, dass Vermittler als Paria, als Dienstleister gesehen werden, was sich in der gehandhabten Praxis z. B. an der mangelnden gesellschaftlichen Anerkennung von ÜbersetzerInnen oder muttersprachlichen ZusatzlehrerInnen ablesen lässt.

Einem vermeintlich umstandlosen Zugang zu einem authentischen Original wie er oben skizziert wurde, stehen allerdings auch andere Traditionen gegenüber, die das europäische Denken bereit hält. Dazu gehören z. B. die apokryphen Lehren der Gnostiker, in deren mythologischem System zahllose Erlöser-, Helfer- und Mittlergestalten eine zentrale Rolle spielen. Fruchtbar zu machen wären diese Ansätze heute insofern, als sie nicht nur die eminente Bedeutung des Vermittelns betonen, sondern Fremdheit prinzipiell akzeptieren und nicht auf ein totales Verstehen abzielen: Engel werden in der Gnosis zwar als Vermittler des göttlichen Wortes gesehen, ohne dadurch jedoch die strenge Jenseitigkeit, die Andersartigkeit Gottes zu relativieren; ihre Aufgabe ist es vielmehr, die für den Menschen „unerträgliche Schwere Gottes“ zugänglich zu machen. Mittransportiert wird in der gnostischen Lehre allerdings eine strenge hierarchische Stufenanordnung, die den Offenbarungsprozess ausschließlich von oben nach unten denkt. Dadurch fehlt diesem Ansatz einerseits das dialogische Moment und andererseits zementiert er bestehende Hierarchien, was eine produktive Neuinterpretation in heutigen wissenschaftlichen Diskursen deutlich behindert. Das Bild des Novizen, der durch einen Vermittler in die gängige Lehre eingeführt wird, muss durch tragfähigere Modelle ersetzt werden. Dazu eignen sich einerseits Modellierungen, die Vermittlungstätigkeit und Übersetzungsleistungen als ein Netzwerk von Beziehungen sehen, in die dieser Prozess eingebettet ist. Das Ziel solcher Bemühungen kann es aber letztlich nicht sein, die Dominanz der Autorenfunktion durch die des Vermittlers (Übersetzers) zu ersetzen und so wiederum eine Autoritätsinstanz zu etablieren. Anzustreben ist vielmehr ein Prozess, der jeden einzelnen in die Pflicht nimmt. Die Verantwortung für Übersetzung und Übertragung kann innerhalb einer Kommunikationsgemeinschaft letztlich nicht an einen ausgelagerten Übersetzer oder Vermittler abgegeben werden, vielmehr soll jeder einzelne selber befähigt werden, auf eine reflektierte Art mit mehreren Systemen umgehen zu können. Ein Weg dorthin ist die Aufwertung von Mehrsprachigkeit, die von vornherein ein Denken in mehreren Systemen und eine Relativierung von Monosystemen mit sich bringt – Vorteile, die inzwischen auch von der Hirnforschung bestätigt werden.

Vermittlung als Übersetzung

Übersetzungsleistung des einzelnen und das Bewusstmachen der Prozesse, die dabei ablaufen, sieht Wolfgang Müller-Funk als die Schlüsselqualifikation zur Öffnung jenes „Dritten Raums“, der produktives Neues entstehen lässt. Er stützt sich auf den oben skizzierten kulturtheoretischen Standpunkt, dass Übersetzen und Übertragen eine Grundfunktion jeglicher Kulturtätigkeit ist, betont dabei jedoch, dass die Sprache für Identität, Differenz und Transfer eine unhintergebar große Rolle spielt. Ausgehend von einer dekonstruktivistischen Lektüre von Walter Benjamins Aufsatz „Die Aufgabe des Übersetzers“ (1921/23) macht Müller-Funk deutlich, dass Übersetzungen auch eine Rückwirkung auf das Original haben: In ihrer auslegenden und kommentierenden Funktion verleihen Übersetzungen dem Original nicht nur ein nachzeitiges weiteres Leben, sondern machen den Ausgangstext zugleich hybrider, da sie in beiden Kulturen ihre Spuren hinterlassen, indem sie die Fremdheit eines Textes belassen und den Furor des Verstehens nicht an sein paradoxes Ende führen. Fremd-

heit bezieht sich dabei nicht ausschließlich auf das Fremde des Fremden, sondern vor allem auf das Fremde im Eigenen, das nur durch Übersetzung sichtbar wird. Diese Idealvorstellungen einer gegenseitigen Befruchtung können jedoch fast nur von solchen Texten eingelöst werden, die – wie dichterische Texte – an die Grenzen der Sprache vorstoßen. Die allgemeine Praxis, in der ja dichterische Texte am wenigsten vorkommen, sieht allerdings anders aus: Der Transfer von einer Sprache in die andere erfolgt meist durch eine weitgehende Kontextualisierung in die Zielkultur, durch eine Eingemeindung, die dem Text das befruchtende Fremde nimmt. Solche Übersetzungen werden dann auch nicht als fremde Texte rezipiert, sondern als Originale der eigenen Kultur. Obwohl die Spuren des Fremden bei einer solchen Übersetzungspraxis nur mehr rudimentär sind, macht es aber dennoch einen Unterschied, ob sich Kulturen überhaupt einer Übersetzungspraxis unterziehen – und solcherart bereichern – oder ob sie sich dieser Erfahrung erst gar nicht aussetzen. Diese Situation ist in den USA der Fall, wo keine Texte mehr aus anderen Sprachen übersetzt werden und nur mehr solche Texte publiziert werden, die auf Englisch verfasst wurden.

Klaus Kaindl greift das Thema der Unsichtbarkeit des Vermittlers in der Gestalt des Übersetzers auf und formuliert in Analogie zum „Tod des Autors“ (Roland Barthes) den „Tod des Übersetzers“. In Anlehnung an Pierre Bourdieu zeigt Kaindl auf, dass alle Akteurinnen und Akteure, die im Feld der Übersetzung tätig sind (Übersetzer, Auftraggeber, Zuhörer, Leser), einen translatorischen Habitus verinnerlicht haben, der von Subalternität geprägt ist, und der ausschließlich von der überragenden Rolle des Originals ausgeht. Dass aber auch andere Verhaltensmuster denkbar sind, führt Kaindl anhand des Romas von Claude Bleton *Les Nègres du traducteur* (2004) aus, der die Frage der Autorschaft relativiert, indem er den Übersetzer zum Autor werden lässt, ihm also die gesellschaftlich vorenthaltene Autorenfunktion zuerkennt. Wenn auch die Hauptfigur des Romas für dieses „Sakrileg“ am Ende bestraft und sozial geächtet wird, so macht der Roman doch deutlich, dass die Rolle der starren Hierarchisierung von Ausgangs- und Zieltext ebenso ein gesellschaftliches Konstrukt ist wie die Bedeutungszuschreibung, die der Entstehungschronologie von Original und Übersetzung beigemessen wird. Beides bedarf eines Überdenkens mit dem Ziel, die Übersetzung als kulturelle Neuschöpfung anzuerkennen.

Auch Dörte Andres geht in ihrer Argumentation von literarischen Figuren aus und stellt fest, dass Dolmetscher in der Belletristik meist als gefährdete Existenzen, deren Persönlichkeitsstruktur nicht gefestigt ist, dargestellt werden. Durch ihre Tätigkeit führen sie in den Romanen ein Dasein an der Grenze zwischen zwei Lebensformen und Wertvorstellungen und dienen als Metapher für eine bikulturelle und bilinguale Dazwischen-Position, die eine gedeihliche Identitätsentwicklung verhindert. Diese Modellierung des Dolmetscherberufs als eine Form immer ein Fremder zu bleiben und zu keiner der Kulturen zu gehören, sieht Andres als eine zweifelhafte Projektion von Voreingenommenheiten und Ängsten. Einer solchen Modellierung liegt darüber hinaus ein bedenkliches Identitätskonzept zugrunde, das sich an territorialer Gebundenheit und Sesshaftigkeit sowie an Einheitlichkeit und Homogenität orientiert. Die Verfasserin kontrastiert solche Konstrukte mit der Realität des Dolmetschens, indem sie die unterschiedlichen Kommunikations- und Rezeptionsbedingungen der verschie-

denen Dolmetschmodi von Konferenzdolmetschen und intrasozietärem Dolmetschen differenziert betrachtet. Dabei kann sie aufzeigen, dass beim Dolmetschen keinesfalls die Frage der Identität im Vordergrund steht, sondern dass dem Dolmetscher ganz andere Entscheidungen abverlangt werden. Ausgehend von der Frage, inwiefern Kulturtransfer in den einzelnen Modi überhaupt angebracht, machbar und erwünscht ist, verbindet sie diesen Fragenkomplex mit dem Problem der asymmetrischen Verteilung von Wissen und Macht, was z. B. beim Gerichtsdolmetschen zum Tragen kommt. Hier muss der Dolmetscher einen gangbaren Weg finden, um sowohl der Forderung nach Loyalität gegenüber der beauftragenden Partei als auch der Schutzfunktion gegenüber den weniger Informierten gerecht werden zu können. Neben solchen gravierenden ethischen Entscheidungssituationen kann die Dolmetschtätigkeit aber auch zu einem Ausschluss aus der eigenen Gemeinschaft führen und eine Gefahr für Leib und Leben bedeuten, was die Verfasserin anhand von Rekrutierungspraktiken für Dolmetscher in Krisen- und Kriegsgebieten wie dem Irak aufzeigt.

Inter- und transkulturelle Kompetenz

Werner Wintersteiner und Annelie Knapp machen sich Gedanken zur praktischen Umsetzung von interkulturellen Fragestellungen im Sprachunterricht an der Schule. Ihre Argumentation geht dahin, dass sich auch im Konzept von Interkulturalität die Auffassung von einer Abgeschlossenheit und Homogenität von Nationalkulturen verbirgt. Geschult werden soll aber weniger die Einübung in bestimmte Kulturen als vielmehr ein genereller Umgang mit Alterität. Das übergeordnete Ziel kann sich demnach nicht nur auf einen interkulturellen Sprachunterricht beschränken, sondern muss auf einen transkulturellen Sprachunterricht, der eine allgemeine Sprachaufmerksamkeit unterstützt, erweitert werden.

Wintersteiner setzt in seinem Beitrag beim Assoziationsfeld von „Vermittler“ an, einer Metapher, die die Vorstellung von Mitte transportiert. Da aber gerade transkultureller Unterricht nicht zentrieren, sondern dezentrieren soll, spricht sich der Autor für die Metapher des Übersetzers aus, die für eine solche Tätigkeit wesentlich zutreffender sei. In einem transkulturellen Sprachunterricht kann die Aufgabe des Übersetzers allerdings nicht die sein, in die versteckten Codes der dominanten Mehrheitskultur einzuführen, um deren Hegemonieanspruch zu verstärken. Ein wesentlich produktiverer Zugang ist die Annahme, dass alle an diesem Prozess Beteiligten etwas können, wenn auch nicht vollständig, und dass vor allem jeder bereit ist, den eigenen Maßstab relativieren. Nur so kann eine Kommunikationsbeziehung entstehen, bei der alle Verantwortung für die Übersetzungsleistung übernehmen und diese im Sinne von Interpretation, Veränderung der Perspektive und Kontextualisierung realisieren. Der Vorteil dieses Zugangs besteht darin, dass die Schülerinnen und Schüler nicht mit einem fertigen Übersetzungsprodukt, das *ex cathedra* verkündet wird, konfrontiert sind, sondern dass ihnen selber die Schwierigkeiten und Anstrengungen des Übersetzungsprozesses bewusst werden. In Anlehnung an Michel Serres spricht Wintersteiner von einer „Reise mit dem Anderen zur Andersheit“, wobei die Entfremdung vom Eigenen und der Aufbruch aus dem Vertrauten ein produktives Drittes entstehen lassen. Dabei wird auch eine Art von

Sprachaufmerksamkeit entwickelt, deren Ziel nicht das totale Verstehen ist, sondern vor allem die Entdeckung von Vielsprachigkeit als einem positiven Wert.

Als Ausweg aus einem statischen Kulturkonzept, das gerade im Fremdsprachenunterricht durch die Koppelung von *einer* Sprache mit *einer* Nationalkultur mitschwingt, schlägt Knapp vor, den Begriff „Kultur“ durch den der „Kommunikationsgemeinschaft“ zu ersetzen. Für den Unterricht bedeutet das, sich weniger auf landeskundliche Inhalte zu stützen, die ja eher dem Konzept der Nationalkultur verpflichtet sind, als vielmehr lebendige Kommunikationssituationen zu vermitteln, um so für Unterschiede in den Realisierungsformen von bestimmten Redesituationen zu sensibilisieren. Dadurch kann z. B. bewusst gemacht werden, wie Höflichkeit in verschiedenen Sprachen zum Ausdruck gebracht werden kann oder welche Präferenzen für den Ausdruck von Direktheit oder Indirektheit in den einzelnen Sprachen bereitgehalten werden. Eine so verstandene Kommunikationsfähigkeit berücksichtigt alle Komponenten, die für eine produktive Umsetzung von transkultureller Sprachaufmerksamkeit notwendig sind: Die affektive Komponente fördert Empathiefähigkeit und Toleranz. Die kognitive Komponente berücksichtigt allgemeines Wissen über kulturelle Unterschiedlichkeit und die eigene kulturelle Geprägtheit, wodurch Selbstverständlichkeiten der eigenen Kultur in Frage gestellt werden. Die pragmatisch-strategische Komponente entwickelt interaktionsbezogene Strategien, allen voran den Umgang mit Missverständnissen im interkulturellen Kontakt, die Suche nach einem gemeinsamen Erfahrungshintergrund sowie die Vermeidung von Tabuverletzungen.

Hybridität

Sowohl Kien Nghi Ha als auch Robert Schwartzwald setzen mit „Hybridität“ beim Begriffsinstrumentarium von Homi Bhabha an, das in den Kulturwissenschaften und vor allem im Bereich der *postcolonial studies* weiter entwickelt wurde und zu einem integralen Bestandteil interkultureller theoretischer Ansätze geworden ist. Ha und Schwartzwald sehen ihre Aufgabe vor allem darin, die überwiegend positiven Erwartungen, die mit diesem Begriff verbunden sind, einer Überprüfung auf ihre Einlösbarkeit zu unterziehen. Im Vordergrund steht dabei eine differenzierte Auseinandersetzung mit zwei Versprechen, die der Begriff Hybridität konnotiert: dass Hybridität auch in der Praxis einem Denken in Gegensätzen und scharfen Abgrenzungen etwas Produktives entgegensetzen könne, und dass Hybridität automatisch auch eine Auflösung von etablierten (Macht-)Hierarchien mit sich bringe.

Für Ha gründet die Konjunktur des Begriffs Hybridität eben darin, dass Hoffnungen in den Raum gestellt werden, die einen anderen Zugang zu Kultur und Gesellschaft versprechen. Diese Ansicht vertritt vor allem die Schule der *cultural studies*, die davon ausgeht, dass Hybridität eine Rettung aus der dichotomischen Falle des westlichen Denkens sowie Auswege im Umgang mit kultureller Hegemonie aufzeige. Diese Schule betont das inhärente Potenzial einer Dynamik von Mischen und Vermischen, um die dominante Mainstream-Kultur zu unterlaufen. Ha wirft dagegen einen Blick auf die herrschenden Praktiken und stellt

fest, dass sich die Kulturindustrie die Signifikationsprozesse, die im hybriden Milieu zur Betonung des Unterschieds zum Mainstream entwickelt wurden, längst zu Eigen gemacht hat. Sie wertet nun selber Differenzqualität in all ihren Erscheinungsformen als ‚chic‘ auf, ohne dabei jedoch auch nur den geringsten politischen Anspruch des Unterlaufens von herrschenden Macht- und Denkverhältnissen zu stellen. Ha äußert darüber hinaus Zweifel daran, ob denn Europa und die USA in letzter Konsequenz bereit wären, die nötigen Opfer zu bringen, um hybride Formen zu stärken und damit von ihrer westlichen Perspektivierung der Welt abzurücken. Eher sieht er eine umgekehrte Tendenz, die mit Verfahren, wie sie in der Kulturindustrie praktiziert werden, durchaus vergleichbar ist: Die dominante weiße Kultur schränkt den Radius ihrer Definitionsmacht mitnichten ein, sondern dehnt ihn noch mehr aus, indem sie sich bestimmte, ausgewählte Formen des Andersseins aneignet und als erlaubt deklariert. Als konkretes Beispiel führt Ha die herrschenden Verhältnisse in Deutschland an, wo angepasste Immigranten willkommen sind und gerne als Aushängeschild für „echte Hybride“ genommen werden, wohingegen ein grundlegendes Umdenken und eine gegenseitige Akzeptanz jedoch nach wie vor ausstehen. Nationalstaatliche Konzepte sind so betrachtet offensichtlich keineswegs im Verschwinden, vielmehr werden neue Grenzen mit neuen Inklusionen und Exklusionen errichtet und im Windschatten des intensiven Wunsches nach kultureller Harmonie können sich Rassismus und strukturelle Ungleichheiten umso ungestörter entwickeln. Dadurch stellt Ha die zentrale Hoffnung, dass Hybridität auch das Potenzial in sich habe, Hierarchien und Hegemonie in Frage zu stellen, zur Disposition.

Robert Schwartzwald nähert sich den Phänomenen von Hybridität topografisch und nimmt die Megastädte als Paradigma für Durchmischung und Vermischung. Auf der Basis von Arbeiten aus der Stadtforschung unterscheidet er drei Bereiche einer Großstadt, die einen jeweils anderen Umgang mit Hybridität zeigen: Das Stadtzentrum dient als Ort der festlichen Inszenierung von Hybridität, die angrenzenden inneren Bezirke sind Orte für eine dynamische, performative Hybridität, während die schier unendlichen Randdistrikte – das Schicksal der meisten Neuankömmlinge – kein Gegenstand für eine glitzernde Inszenierung von Hybridität sind. In Literatur und Film kommt dieses Territorium nur als Horrorvision in (Sub-)Genres wie Phantastik, Horrorstories oder Thriller vor. Dort wird die Vorstellung des gefeierten Hybriden schnell durch den Mutanten und das Verschmutzte ersetzt und bildet eine Projektionsfläche für diverse Ängste. Dabei steht aber nicht die Angst vor der Invasion fremder Zuwanderer im Vordergrund, sondern die Angst vor einer Gefährdung gewohnter Praktiken des Alltags. Hinzu kommt noch die Angst vor einer Entindividualisierung in der Form einer Invasion von neuen unpersönlichen Arrangements – seien es endlose einförmige Wohnblöcke oder einheitliche, öde Einkaufszentren. In ihren verschiedenen Facetten dient die multinationale Stadt demnach sowohl der Apotheose des romantisierten *global village* als auch ihrem Gegenteil.

Im zweiten Teil seines Beitrages wendet sich Schwartzwald dem Verhältnis von national und global zu. In Übereinstimmung mit der Stadtforscherin Saskia Sassen sieht er Denationalisierung weder als ein post-nationales Phänomen noch als ein Phänomen, das außerhalb des Nationalen zu sehen wäre. So betrachtet kann auch kulturelle Hybridität nicht außerhalb oder

in Opposition zum Nationalen stehen, sondern nur in Verklammerung damit. Anhand des US-amerikanischen Films *My American Girls* (2000) zeigt Schwartzwald, dass die Vorteile und Erfolge, die der Globalisierung zugeschrieben werden, auch als eine Wiederkehr des nationalen amerikanischen Traums von einem Schmelztiegel der Nationen interpretiert werden kann. Die Fokussierung auf den kulturellen Aspekt erlaubt es dem Verfasser, auf die ambivalenten und sehr unterschiedlichen Gefühle und Reaktionen, die Globalisierungsprozesse hervorrufen, einzugehen – ein Aspekt, der bei der Stadtforschung aus seiner Sicht sträflich vernachlässigt wird, und auf den er anhand von zwei weiteren Filmen, beide aus Quebec, eingeht.

Der vorliegende Band versteht sich als ein Anstoß zu einer weiteren differenzierten Auseinandersetzung mit interkulturellen Kontaktphänomenen. An den Vorarbeiten zur Drucklegung des Bandes haben dankenswerter Weise Erika und Alexander Scharfs mitgewirkt, die die Beiträge in eine gute Form gebracht haben. Gedankt sei auch all jenen Institutionen, die mit finanziellen Mitteln das Erscheinen des Bandes unterstützt haben.

Die HerausgeberInnen

Innsbruck, im November 2008